

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 23.

Montag, den 27. Oktober.

1924.

### Das Schwert von Thule.

(22. Fortsetzung.)

Roman von Beontine v. Winterfeld-Platen.

(Nachdruck verboten.)

Er fand bald das hohe, spitzgieblige Haus am Markt, über dem in goldenen Lettern der gesuchte Name prangte. Ein großes Tor stand offen, und auf der weiten, geräumigen Diele lagen mächtige Warenballen aufgespeichert, zwischen denen emstige Männer ordnend hantierten. Otto Malkan trat rasch in den Torweg und fragte nach der alten Frau Luhart.

„Die hat vor zwei Monaten das Zettliche gesegnet“, sagte der Knecht und rückte an seiner Kappe.

Da kam aus dem Hintergrunde ein rosiges Mann mit rötlich-blondem Haarschopf und rundem, lächelndem Gesicht.

Er hatte ein Merkbuch in der Hand, in das er soeben etwas notiert zu haben schien.

„Wenn Ihr jemand von der Firma zu sprechen wünscht, ich stehe zur Verfügung.“ Und er verneigte sich vor Otto Malkan. Der stand fernzengerade und rührte sich nicht.

„Seid Ihr ein Luhart? Dann bitte ich, mir Bescheid zu geben über einen gewissen Herrn Fridolin, wie und wann er gestorben ist.“

Der andere fuhr einen Schritt zurück und klapperte mit den Zähnen.

„Bei allen Heiligen, Herr, treibt keine schlechten Scherze mit mir. Wie soll ich gestorben sein, wo ich doch frisch und gesund vor Euch stehe?“

Malkan maß ihn von oben bis unten mit scharfem, durchdringenden Blick.

Dann fuhr er sich über die Stirn — zwei-, dreimal — als wachte er aus tiefem Schlafe aus.

„Ihr seid Fridolin Luhart? Man sagte mir, Ihr wäret damals bei Kummerow gefallen.“

Der andere rieb sich die Hände und schmunzelte.

„Sagt man so? O nein, der Fridolin ist schlau. Hab mich gleich vom Ross sinken lassen und tot gestellt. Und hernach sorglich im hohen Farnkraut verborgen.“

Der Ritter fuhr an seinen Hals, als sei ihm dort etwas zu eng geworden. Er wollte fragen, ob der andere nie etwas von Heilwig vernommen oder nach ihr geforscht, aber er brachte ihren Namen nicht über die Lippen — hier nicht. Aber im nächsten Augenblick hatte er sich schon wieder in der Gewalt.

„Habt Ihr, — dazumal bei dem Überfall — unter Eurer Sippe Verluste gehabt?“

Er fragte es kalt und sah an dem Luhart vorüber auf die großen Warenballen. Der andere machte jetzt ein wehleidiges Gesicht und faltete die Hände über dem runden Bäuchlein.

„Es ist mir meine anverlobte Braut, so ich just zu meiner Mutter bringen wollte, leider abhanden gekommen. Als ich mich im Farnkraut barg, sah sie noch unversehrt hoch zu Ross. Ihr muß nachher ein Unfall zugestoßen sein, dieweil wir sie nimmer fanden, nämlich der Timotheus Speck aus Schwerin, seine Schwester und ich.“

Da lachte Otto Malkan auf. Das klang wie lauter Spott und Zorn. Und ohne einen Gruß machte er lehrte und stampfte wieder aus dem Torbogen heraus.

Der andere sah ihm verblüfft und kopfschüttelnd nach.

„Wie diese hohen Herrn auch allweil sind! Hätt wenigstens noch etliche Ellen flandrisches Tuch bei mir bestellen können.“

Am Nachmittag ritt Otto Malkan mit seinen Knechten wieder aus den Toren der Stadt. Er ritt scharf, denn es war ein Sehnen in ihm, heim nach Wolde zu kommen. Er durfte nicht an den Luhart denken, sonst stieg ihm eine Blutwelle des Zorns in die Schläfen. Würgen hätte er den Kerl mögen mit seinen beiden bloßen Händen!

Im Farnkraut sich verbergen, indes die Braut schußlos zu Pferde saß, von Feinden und Knechtsvolk bedroht! O Gott im Himmel, war so etwas überhaupt auszu-denken? Und diesen Mann wollte Heilwig heiraten? War sie denn ganz von Sinnen?

Er gab seinem Ross die Sporen und jagte über den Schnee, daß die Ballen von den Hufen flogen.

Nein, nein — dahinter steckte noch etwas anderes. Ein Geheimnis lag dahinter, dem er auf die Spur kommen mußte. Hatte Heilwig nicht selbst neulich gesagt: „Um einer anderen willen?“

O, daß er Flügel hätte, um schneller in Wolde zu sein! Heute noch mußte ihm Heilwig alles sagen — die ganze Wahrheit! Damit er wußte, wo das Gespinnste Knoten war, den er zerhauen wollte mit seinem Schwert.

In den Bügeln hob er sich, und seine Augen brannten. Es schimmerte der Schnee in der Abendsonne, wie von tausend Sternen überglühert. „Heilwig!“ jauchzte seine Seele — und immer nur „Heilwig!“

Er war noch nicht weit mit seinen Knechten von Demmin, als ihnen in großer Hast ein Trupp Reiter entgegenkam. Die schwenkten schon von weitem ihre Fähnlein in den Malkanschen Farben und zügelten ihre Gänse, als sie nahe heran waren.

Der Führer ritt auf Otto zu.

„Dem heiligen Georg sei es gedankt, daß wir Euch doch noch trafen, Herr. Euer Bruder Berend schickt Euch Botenschaft, daß Ihr Euch mit ihm vereinen sollt umgehend. Er hätte wichtige Befehle für Euch. Er steht mit seinen Mannen schon bei Dargun. Die Mecklenburger sollen im Anzuge sein unter Führung des Herzogs Magnus selbst. Da gilt es nimmer Zeit zu verlieren.“

In des Ritters stahlhartem Antlitz zuckte keine Muskel. Mit einem kurzen Ruck wandte er sein Ross. Und rief den erstaunten Knechten mit hallender Stimme zu: „Auf, nach Dargun!“

Dann setzte er sich an die Spitze des Zuges und trabte schweigend den verwehten Schneeweg zurück.

Wie ein dunkelroter Ball versank die Sonne hinter den pommerschen Wäldern.

Ganz leise klirrte sein Schwert beim Traben in der

„Dieweil es gilt die seel und auch das gut,  
So gilt es auch das leben und das blut.  
Gott gebe uns ein helden mut!“

Wie schleichen die Tage so unerträglich langsam, wenn wir warten müssen. Wenn vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne die Sehnsucht und das Warten mit uns wandern und uns stören in jeder Arbeit und in allem Tagewerk. Das macht die Seele am Ende so müde und matt, daß sie aufweinen möchte und doch nicht weiß, warum.

Worauf wartete Heilwig denn eigentlich? O, worauf nur? Sie fragte es sich selbst hundertmal am Tage und durchwachte die Nächte, um eine Antwort zu finden.

Wartete sie auf Otto Malkans Heimkehr, damit er ihr die Botschaft brächte, ob Fridolin Luhart noch am Leben?

Nein, darüber brauchte er ihr keine Botschaft zu bringen.

Tief, tief in ihrer Seele wußte sie, daß Fridolin noch lebte. Und daß in Klostod eine war, die sich die Augen ausweinte nach ihrem Wiederkommen, weil davon Glück und Leben der einen abhing.

Ja, worauf wartete Heilwig denn? Auf den Frühling vielleicht, der ihr endlich die Heimkehr nach Klostod möglich machen sollte? Oder auf ein Wunder, das ihr die schwere, schwere Last von der Seele hob, unter der sie oft zusammenzubrechen meinte? War es wirklich erst ein Jahr her, daß sie oben im Norden mit dem Ahnen im Blockhaus am Herdfeuer gesessen und seinen uralten Staldenliedern gelauscht?

Zeitzeit, Schwertzeit — es bersten die Schilde,  
Windzeit, — Wolfzeit!

O, das war doch wohl tausend Jahre schon her?

Damals war sie noch so jung und so fröhlich gewesen wie ein Kind. Und hatte sich an den Fjorden und den Schneebergen und dem Nordlicht gefreut mit wildem, starkem Lachen. Wie die schrillen Seevögel es taten, die um die Klippen flatterten im tosenden Sturm. O, war das Leben ihr da schön gewesen! Schön und gewaltig und reich! Und wenn die Morgennebeln über den Wassern lagen, dann war es ihr immer, als seien das undurchsichtige Schleier, die ihre Zukunft bargen. Und es war oft wie Übermut und Neugier über sie gekommen, diese Schleier nur einmal lüften zu dürfen. In übersprudelnder Jugendlust hatte sie dem Ahnen einmal davon gesprochen. Der hatte ernst das schneeweiße Haupt geschüttelt und ihr die zitternden Greisenhände auf die weizenblonden Haare gelegt.

„Es ziemt uns nimmer zu wissen, was die Kernen für uns spinnen, Kind. Das weiß nur Allvater allein. Wir sollen stark und aufrecht durch das Leben gehen und nur treu sein, Heilwig — treu in Wort und Pflicht und Tat bis an den Tod. Alles andere ist Not und Unruhe.“

Sie hatte seine Worte damals noch nicht so ganz verstanden.

O, daß er noch lebte!

Daß sie wieder niederknien könnte vor ihm wie einst und ihr müdes Haupt in seinen Schoß legen und seine Hände fühlen auf ihrem Haar. O, daß sie ihn um Rat fragen könnte in ihrer großen Not! Dieweil sie nimmer aus noch ein wußte jetzt. Wenn sie ihn jetzt vor sich sah, so hatte er ein ernstes, strenges Gesicht und schien nicht zufrieden mit ihr.

Und sagte immer nur das eine: „Worthalten ist nötiger als Atemholen.“

Ja, ja, sie wollte ja auch fort von hier. Sobald es ging.

Hatte sie nicht unzähligemal schon darum gebeten? Und doch — und doch! Es war so selig, hier zu sein. Trotz allem. Solch wunderseliges Heimatsgefühl wollte sie oft überkommen hier. Denn war nicht einer Kind gewesen hier? Hatte einer hier nicht seine ersten Schrittlein getan? Seine ersten Worte gestammelt an Mutterhand? Hatte einer nicht hier seine ersten Waffengänge geübt und ersten Schwertstöße mit der un-

geleitigen Knabenfaust? War nicht einer von hier aus Seite an Seite mit dem Bruder in die ersten Fehden gezogen? O, wie hatte sie jeden Stein hier lieb, denn er hielt ja die Mauern von seinem Vaterhaus! Und sie konnte sich den Tag nicht denken, an dem sie diesen Ort einmal verlassen sollte. Fortsetzung folgt.

## Mainfränkische Städte.

Von Heinrich Ehl.

Rothenburg.

Rothenburg hat alles von der Bergangenheit, aber es fehlt ihm die Wehmut der Erinnerung. Nirgendwo beschleicht den Wanderer die zarte und entwaffnende Stimmung des Gewesenen und Vergangenen. Die Phantasie hat keine Möglichkeit zu spinnen und zu bauen. Rothenburg ist keine europäische Sensation, wie etwa Brüggge, San Gimignano oder Toledo. Denn das Gemäuer, um das die Erinnerung trauernd dichten könnte, ist gegenwärtig, wohlgepflegt, ja es ist mit fallcher Täuschung konserviert und präpariert. Wer das Romantische in der Ruine des Otto-Heinrich-Baues in Heidelberg erlebt hat, kann nicht fassen in diesen Straßen und Häusern, die unbewohnt und öde und menschenleer sein müßten, wie das grassbewachsene Wisby, wenn der Geist der Bergangenheit und Vergänglichkeit drinnen umgehen soll. Hier lebt noch ein Körper, aber eine Seele starb. Wenn ich aber allein in der Diele des Eisenhutes sitze und vom Heurigen trinke, wenn ich erit am Fuße des Berges um das Städtchen herumstreiche, durch Dettwang wandere, früh morgens mit der Postkutsche zum Tor hinaus nach Etzlingen fahre und am Abend müde wieder in die Gassen hereinrolle, dann beginnen die toten Mauern zu leben, und Rothenburg kann mir ferne von seiner Gegenwart aus einer europäischen Sensation zu einem stillen und gedankenvollen persönlichen Erlebnis werden.

Marktbreit.

Es ist seltsam, welche fernabliegende Gedanken, ja bloße Wortassoziationen viele Städte auslösen. Ich betrachte die gebrunnenen ineinandergeschobenen barocken Steinmassen am Rathaus in Marktbreit und mir vermittelte sich eine Erscheinung des spätfudalen louverängelegenen Deutschland: der Durchlaucht. In diesen quellenden Steinbuckeln, in sich rubend und konzentriert, in diesen boiierten Toren, Massen in Massen geschoben, lebt etwas von dem Durchlauchtigen der kleinen Majestäten mit ihren aquollen Brunsthöfen und Beamtenzöpfen. Durch solche Straßen schritten sie, wenn sie das Volk auf ihre Weise besuchten, hier standen die Untertanen gedrängt, und wenn's der Fürst nicht war, so nahm ein hochweiser und hochedler Rat und Magistrat in feierlichem Aufzug diese hübnemäßige Straße ein. Marktbreit ist eine Nuance des Durchlauchtigen wie Ludwigsburg und Bruchsal deren andere und imolantere sind.

Milttenberg.

Milttenberg am Main, wie Namen doch Klang und Inhalt haben können. Wie's sanft und stille tönt, romantisch und verloren, wie der Brunnen mitten auf der Straße, aus dem das klare Wasser so dünn und sibirig hell, langsam und bedächtigt wie der Sand aus der Zeitenuhr herausfließt. Dahinter Haus „Wirth“ mit dem neigleich unterm Dach hängenden Spitzwecker, der zwischen Häusern und Mauern sich verengernenden Gasse, in die der prächtige Lindenbaum, ganz wie im Liede, hineinraucht. Und ein deutscher Begriff, unübersehbar wie die Worte traut und gemüthlich, liegt über dielem Ort: Feierabend, stille Gloden und gepukte Menschen. Saure Wochen, frohe Feite. Hier ist es Vorabend des Feites, Samstagabend, Ruhe und fröhliche Erwartung. Am nächsten Abend aber, nachdem der lang erlehnte Sonntag vorüber ist, da kehren die Menschen, die hier wohnen, heim in diese Häuser, zurück aus dem Walde, die Kinder mit selbstgeplückten Blumen und die Alten ohne Sorgen leuzend.

## Der kleine Trick.

Von Peter Robinson (München).

Neulich traf ich Haelede, der eine großartige Konchilien-sammlung besitzt. Sie nimmt keine Gedanken viel in Anspruch, und das ist angenehm für Haelede. Es ist gegenwärtig sehr beruhigend, wenn man von den Nöten der Zeit abgelent wird. Haelede ist immer noch ganz glücklich und zufrieden, trotzdem seine wirtschaftlichen Verhältnisse nicht mehr sehr blühend sind. Deshalb wäre es eigentlich ganz gut, wenn sich viel mehr Leute Konchilien-sammlungen anlegen würden. Ubrigens handelt es sich natürlich nicht um vollständige Konchilien, sondern nur um die Schalen oder Gehäuse solcher Tiere — lebendige Konchilien sind manchmal doch etwas unappetitlich und würden also nicht so beruhigend wirken.

Haelede strahlte. „Ich habe ein neues Stück bekommen“, erzählte er, „das müssen Sie sich ansehen. Es ist ja kein Umweg für Sie — also kommen Sie mit!“

Dagegen war nichts zu machen; in solchem Falle darf man einen Sammler nicht kränken, er würde das nie vergessen. Und da ich auch wirklich den Weg zu geben hatte, ging ich mit Haelede mit. Die Konchilien waren mir dabei

nana saaf: ich vermag ihren Nutzen überhaupt nicht einzusehen.

Haelede hatte mich aber noch auf etwas vorzubereiten. Es steht heute ein bißchen wild bei uns aus. — wüßten Sie sich, bitte, nicht darüber. Wir beschränken uns nämlich zurzeit auf ein einziges Zimmer. Sie verleben, nicht wahr? Man muß sich mit dem Heizen soviel einrichten. Und es geht ja auch, es geht sogar sehr gut. Besuche bekommt man jetzt so viel weniger als früher. Übrigens, was unerwartete Besuche anbetrifft — hahaha, da hat meine Frau jetzt einen sehr feinen Trick eingeführt. Wenn es klingelt, dann legt sie schnell ihren Hut auf, und ich ziehe den Mantel an, und dann wird die Tür aufgemacht. Ist nun wirklich ein Besucher da, dann hat meine Frau zu entscheiden, ob er willkommen sein soll oder nicht. Ist doch klar, daß das die Frau mehr angeht, weil man vielleicht ein Täschchen Tee anbietet oder sonst etwas! Schön! Soll also der Besuch bleiben, was wird dann gemacht? Dann sagt meine Frau: „Ach, das ist aber reizend, daß Sie sich mal sehen lassen! Und wie gut sich das trifft! Eben sind wir nämlich selber nach Hause gekommen.“ — Soll aber der Besuch abgewimmelt werden, — was wird dann gemacht? Dann sagt meine Frau: „O, wie schade, daß wir nicht vorher gewußt haben, Sie würden kommen! Wir sind nämlich auf dem Sprünge, fortzugehen, — einen ganz notwendigen Besuch müssen wir machen. Wenn wir nur eine Abnung gehabt hätten, dann hätten wir natürlich abgelaßt. Aber nun geht das leider nicht. Nein, wie dumm sich das trifft!“ — Ja, so machen wir das jetzt immer. Nein, nicht wahr?

Das erzählte mir also Haelede, und inzwischen kamen wir an sein Haus. „Donnerwetter!“ sagte er da, „nun habe ich doch richtig wieder einen Brief in der Tasche behalten, den ich bei der Post einstecken wollte. Ich laufe schnell bis zur Ede — da ist ein Briefkasten. Bitte, gehen Sie nur voraus!“

Ich ging also hinaus und klingelte an Haeledes Tür. Es dauerte ein Weilchen, bis aufgemacht wurde. Und dann stand Frau Haelede da und hatte ihren Hut auf. Und sie machte ein trauriges Gesicht und sprach: „O, wie schade, daß wir nicht vorher gewußt haben, Sie würden kommen. Ich bin nämlich auf dem Sprünge, fort zu gehen, — einen ganz notwendigen Besuch müssen wir machen. Mein Mann ist schon voraus. Nein, wie dumm sich das trifft!“

## Die Verschwörung am hannoverschen Hofe.

Von Ernst Smithanders.

Ein sehr düsteres Blatt im Lebensbuche des Kurfürsten Ernst August von Hannover war die Verschwörung des Prinzen Maximilian Wilhelm mit dem Oberjägermeister Freiherrn von Moltke und anderen Großen im Jahre 1691. Diese hatte den Zweck, das von Ernst August gestiftete Hausgesetz betr. die Vererbung der Krone auf den Erstgeborenen und die Unteilbarkeit des Landes Hannover-Lüneburg-Gelle, umzuwerfen und dadurch dem Prinzen Maximilian Wilhelm die Regierung von Hannover zu sichern.

Am 19. September 1691 hatte sich im Residenzschloße ein kleiner Zirkel von Hofherren zum Spiele versammelt, woran auch der Kurfürst teilnahm. Da wurde von einem Kammerherrn ein Schreiben gebracht. Der Fürst betrachtete die Aufschrift und Siegel mit den Worten: „Monsieur Moltke, nehme er meine Karte“ — um sich in sein Kabinett zurückzuziehen.

Moltke wurde am gleichen Abend, als er sich nach Hause begeben wollte, auf der Schloßterrasse von Generalmajor von Wenzel verhaftet und nach dem Cellertorgefängnis gebracht.

Er wurde des Hochverrats überwiesen. Das Urteil lautete auf Strafe des Rades, gekürzt durch Zwiden mit glühenden Zangen und nachheriges Viertelteil. Der gesamte Adel verwandte sich für den Verurteilten; umsonst. Selbst die Kurfürstin, die sehr viel über ihren Gemahl vermochte, konnte nicht das Gnadenwort bei ihm erwirken. Auch nicht der zwölfjährige Sohn des Verurteilten, der zufällig um das Leben seines Vaters bat. Der Fürst hob ihn freundlich auf und sagte: „Er mag wohl ein guter Kavallerist sein, sein Vater aber hat es sehr böse gemacht.“

Moltke erkannte jetzt, daß es fürchtbarer Ernst sei und suchte sein Leben zu retten. In der Nacht auf den ersten Dinstag (28. März 1692) schlüpfte der Gefangene, der die nicht überstarken Stäbe seines Kerkers mit Scheidewasser durchgeätzt hatte, auf die äußere Fensterbrüstung und versuchte, an einem Seile hinabzugleiten. Unglückslicherweise riß dieses. Mit auffallendem Geräusch stürzte der Oberjägermeister zur Erde, wurde von der Schildwache ergriffen und wieder in den Kerker geführt.

Hier fand sich ein Schreiben, das Moltke vor seinem Fluchtversuche zurückgelassen und an den Kurfürsten gerichtet hatte. Es enthielt die höhnenden Worte: „Christ ist erstanden, Moltke ist entgangen, dies tu' ich meinem Herrn zu wissen.“

Am 15. Juli 1692 wurde der Verurteilte unter starker Bedeckung von Infanterie und Reiterei in seiner schwarzen Lederten Staatskutsche, die von vier mit schwarzen Dedern behangenen Pferden gezogen wurde, nach dem Kavalin, der späteren offenen Reithahn, geführt, wo der Gerichtsschulze mit seinen Beisitzern und Geschworenen der Altstadt an der Gerichtstafel saßen. Auf die Frage des Schulzen: „Ist so viel am Tage, daß man alhier ein veinliches Halsgericht kann hegen und anstellen?“ antworteten die Beisitzer und Geschworenen mit „Ja“. Dann verlas der Gerichtsschulze das

Urteil, und „daß auf dem Wege der Gnade die gekürzte Todesstrafe in die einfache Strafe des Schwertes verwandelt worden sei.“ Der Stab wurde gebrochen und der Verurteilte alsbald mit einem Schlägel vom Nachrichter enthauptet. Seine Leiche vercharrete man außen an der Mauer der Neustädter Kirche. Kein Grabstein bezeichnet die Stelle, wo die Gebeine des Gedäteten ruhen.

Prinz Maximilian, das Haupt der Verschworenen, wurde solange in gefänglichem Gewahrsam gehalten, bis er die von ihm angefochtene Vererbung der Krone auf den erstgeborenen Prinzen und die Unteilbarkeit von Lüneburg-Hannover und Gelle als gültig anerkannt und beschworen hatte.

## Der Rumtopf.

Von Curt Seibert.

„Wir müssen einen Rumtopf haben“, sagte meine Frau.

„Was ist denn das?“

„Daß ich einen schrecklich ungebildeten Mann geheiratet habe, weiß ich, aber daß du einen Rumtopf nicht kennst, ist einfach empörend. Man nimmt vier Liter Rum, schüttet sie in einen Steintopf, dazu lauter Früchte, Erdbeeren, Kirschen, Birnen, Nüsse, Himbeeren, Johannisbeeren, Aprikosen, Pfirsiche, Trauben. Das mischt man, bindet den Topf zu und läßt ihn stehen.“

„Wie lange?“ „Bis er gut ist.“

„Und wann ist er gut?“

„Sobald man ihn essen kann!“

Dagegen war nichts zu sagen. Wir kauften also einen Steintopf und die nötigen Früchte, und ich sah tagelang in der Küche und half Birnen schälen, Nüsse knaden, Johannisbeeren rupfen, Kirschen entkernen. Dann warfen wir alles in den Topf, gossen vier Liter Rum hinzu, banden ihn luftdicht ab und stellten ihn in die Speisekammer.

Am Tage darauf trat unser neues Mädchen seinen Dienst an. Es hieß Andulka und war vom Lande. Es hatte eine scharfe Adlernase und kleine Schweinsaugen. Als es drei Stunden im Dienst war, warf es die Kalkelode in den Mülleimer, wodurch dieser nicht beschädigt wurde. Die Glode war kaputt. Ich stellte Andulka zur Rede, aber sie lächelte nur und torkelte mit dem Geschirr gegen das Bücherbrett. Schiller und die Marlitt, die bei mir nebeneinander saßen, fielen zu Boden, taten sich aber nichts. Das Geschirr lag in Scherben auf dem Teppich. Da entließen wir das Mädchen. Und nahmen eine andere. Sie hatte trumme Beine und war auch sonst recht anstellig. Meine Frau war abwesend, und sie kochte mir Ragout. Als sie es so zerlockt hatte, daß das ganze Haus wie ein angebranntes Krematorium roch, meinte sie heiter: „Das ist Ihr Lieblingsessen? Das schmeckt aber merkwürdig.“

Dieses Mädchen war immer heiter wie ein satter Säugling. Es grüßte veraltete Soldatenkleder und stand fest auf den Beinen. Wenn es aufstrug, stieß es mit den Tellern an die Suppenschüssel und aß die Sole ins Kompott. Seine Arme schwenkte es stets, nichts konnte es halten. Als es unsere schöne Kristallkaraffe in die Blumengrippe setzte, daß die Scherben der Karaffe und der Tontöpfe sich auf dem Eisbänkel harmonisch vereinigten, entließen wir es.

Und nahmen eine andere. Diese war überhaupt nicht zu gebrauchen. Sie war äußerst klug, aber leider zu klug. In talendem Tempo jagte sie durch die Stuben, lachend, frohsinnig. Mit Tränen der Freude in den Augen hatte sie unseren Kronleuchter mit dem Belen herunter. Einen Walzer tanzend kochte sie harte Eier, bis sie zu Granitblöden wurden. Den Dahn im Badezimmer ließ sie 36 Stunden offen, bis die Leute unter uns kamen und lagten, sie mühten bereits in Räbnen durch die Stube fahren. Als sie am Ende mit dem zweiten Teil des „Faul“ Feuer im Dien anmachte, wollten wir sie entlassen, aber am nächsten Tag hatten wir Gesellschaft. So mühten wir sie noch behalten. Ich laute mittags zu meiner Frau:

„Morgen machen wir den Rumtopf auf.“

Gegen Abend kündigte Elsa, packte ihre Sachen und zog dahin, dahin. . . Als wir am anderen Tage den Rumtopf öffneten, waren noch drei Eßlöcher drin. Und jetzt erst wußten wir, erstens wozu man einen Rumtopf einlegt, zweitens warum alle unsere Mädchen immer betrunken waren.

## Sauerkraut.

Von Siegfried von Begeßak.

Wohl dem, der seinen Kohl

Im Garten angeht:

Denn ihm ist wohl.

Betrachtet er sein Kraut.

Er holt sich Körbe voll

Mit Köpfen, rund und schwer.

Er weiß, was werden soll:

Die Tonne steht schon leer.

Er schneidet Kopf auf Kopf.

Das Mädchen spritzt ins Fass.

Es fliegen Fuß und Kopf.

Die Tonne droht im Fass.

Das Mädchen stamft und stamft.

Ihm ist so seltsam traut:

Du Weihnacht schmort und dampft

Das Schwein im Sauerkraut!

**Erlaß eines Rückgratwirbels durch das Schienbein.** Die Erlebung eines beschädigten Rückgratwirbels durch einen dem Schienbein entnommenen Knochenstück, diese in der Geschichte der Chirurgie bisher ganz einzigartige Operation, wurde, wie aus New York berichtet wird, an einem Patienten des Hospitals von Newport in West-Virginia erfolgreich vorgenommen. Forrest Bieford, ein Mann von 38 Jahren, hatte bei einem Automobilunfall im Jahre 1921 eine Verrentung eines Rückgratwirbels erlitten und lag drei Jahre an den Folgen dieses Anfalls in einem Krankenhaus darnieder, während sich sein Zustand beständig verschlechterte. So daß nur die Entfernung des beschädigten Rückgratwirbels noch Rettung bringen konnte. Diese Aufgabe stellte die Chirurgen des John Hopkins Hospitals, die die schwierige Operation vornehmen sollten, vor ein scheinbar unlösbares Problem. Denn es ging nicht an, die Wirbelsäule durch das Entfernen eines Gliedes zu verkürzen, vielmehr mußte ein Erlaß für dieses geschaffen werden, der aus einem dem Schienbein des Mannes entnommenen Knochenstück angefertigt wurde. Die Chirurgen arbeiteten vier Stunden an der Umwandlung des Schienbeinteiles in einen Rückgratwirbel, der sodann an der verletzten Stelle eingefügt wurde. Der Verlauf der Operation berechtigt die Ärzte zu den besten Erwartungen für ihren Erfolg, der erst nach Entfernung des den Patienten völlig umhüllenden Gipsverbandes ausgiebig treten wird.

**Ein Prophezei des 6-Stunden-Schlafs.** Daß man mit 6 Stunden Schlaf ebenso gut und besser auskommt als mit den allgemein angenommenen 8 Stunden, ist die Behauptung des amerikanischen Professors Donald A. Baird, der das Fach der Psychologie an der Colgate-Universität vertritt. Er hat sofort eine Bewegung ins Leben gerufen, die die Forderung des 6-Stunden-Schlafes auf ihre Richtigkeit abgelehnt hat, und die amerikanischen Blätter beschäftigen sich eifrig mit seinen Ausführungen. Baird behauptet, daß jeder Mensch im Alter von 20—60 Jahren 3 Jahre, 6 Stunden und 25 Tage seinem bewußten Dasein" hinzusetzen kann, indem er nur sechs Stunden schläft. Vor dem 20. und nach dem 60. Jahre kann man länger schlafen; man hat ja auch dann das Wachsein nicht so nötig. Die Menschheit selbst nach der Anschauung des Gelehrten am "Zwölfstundenschlaf", und man schläft zuviel, weil man nicht versteht, richtig zu schlafen. Um den Schlaf vollkommen auszunutzen, muß man während dieser Zeit sich in einem Zustand vollkommener Entspannung befinden. Schläft man richtig, so hat man mit 6 Stunden vollst. Genug und spart jeden Tag 2 Stunden. Zur völligen Entspannung im Schlaf ist zunächst notwendig, daß man den Abend in stiller Weise verbringt. Jede Aufregung in den Stunden vor dem Schlafen erhöht die Blutzufuhr zum Kopf und führt dazu, daß das Gehirn noch weiter arbeitet, wenn man einzuschlafen ist. Die beste Stellung beim Schlafen ist die, daß man teilweise auf der Seite liegt — gleichgültig auf welcher Seite, und teilweise auf dem Bauch. Liegt man nur auf der Seite, so bleiben einige Muskeln in Tätigkeit, um den Körper in dieser Lage zu erhalten, und die vollständige Entspannung fehlt. Beim Schlafen auf dem Rücken hat man den Nachteil, daß man schnarcht und durch das Schnarchen leicht aufwacht. Wenn die Entspannung des Körpers nicht vollständig ist, so ist der Schlaf nicht ganz wirksam und wird durch Träume getört. Die ersten Stunden des Schlafes sind für die Wiederherstellung der Lebenskräfte am wichtigsten; die übrigen Stunden weisen einen leichteren Schlaf auf, bei dem man durch Geräusch geweckt werden kann. Wenn man in den letzten Stunden des Schlafes am tiefsten schläft, so ruft das gewalttätige Erwachen eine Müdigkeit hervor, die während des ganzen Tages nicht überwunden werden kann. 6 Stunden Schlaf genügen nach Baird für jeden Menschen. Napoleon schlief nur 5 Stunden und Edison schläft nicht mehr. Der Professor hat eine große Anzahl von Personen in der richtigen Art des Schlafens unterwiesen und gefunden, daß sie alle nach 6 Stunden dieses Schlafes ihre höchste geistige und körperliche Leistungsfähigkeit erreichten. Man soll natürlich nicht sofort zum 6-Stunden-Schlaf übergehen, sondern sich erst allmählich an ihn gewöhnen.

**Der moderne Heiratsmarkt.** Der alleinige Inhaber der Heiratsmarkt-Gesellschaft mit beschränkter Haftung, M. Gastinn hat einen Nachmittagsball für heiratslustige Männer und Frauen veranstaltet, von dem er sich einen Rekord Erfolg, nämlich die Heirat von wenigstens 300 Paaren, verspricht. Dieser findige Pariser hält seit mehreren Jahren halbjährliche Versammlungen ab, die den Zweck haben, Junggefallen und heiratslustige Mädchen fürs Leben zusammenzubringen. Er ladet zu diesen Festen durch kleine Annoncen in den Zeitungen ein. Männer und Frauen müssen ihren Namen, ihr ungefähres Alter, ihren Stand und Beruf und ihre Wünsche für die Wahl des Ehepartners angeben; sie erhalten dann Nummern und müssen mit demjenigen Anwesenden des anderen Geschlechtes tanzen, der die gleiche Nummer hat. Auf diese Weise knüpfen sich Beziehungen fürs Leben. Die anwesenden Damen bei dem letzten Heiratsmarkt bestanden in Fabrikarbeiterinnen, in Bureauclerken, Ladnerinnen, jungen Witwen und verheirateten Landpomeranzern, die in Begleitung ihrer Mütter erschienen. Die Herrenwelt war nicht minder bunt zusammengewürfelt.

**Die neue Herrenmode.** Der Anzug des Herrn bedeutet im Gegensatz zu der ewig beweglichen, ewig wechselnden Frauenmode das beständige Element in der Erscheinung. Seltener greifen hier tiefgehende Änderungen Platz und die ganze Abwechslung besteht in einer Verlängerung oder einer Verkürzung, in einem hinzugefügten Knopf, in einer abweichenden Art des Aufschlags oder in einem oder zwei Schlitzchen. Dieser kleine Kreis, in dem sich die Herrenmode bewegt, zwingt sie zur ewigen Wiederkehr des Gleichen. Augenblicklich nähert sie sich, wie die auf diesem Gebiet tonangebenden englischen Schneider verkünden, mit ihren breiten Aufschlägen auf dem ein- oder doppeltreihigen Jackett- und Abendanzug wieder deutlich der viktorianischen Epoche, und dieser Stil überträgt sich nun auch allmählich auf die Überlebung. Stil ist zweifellos das doppeltreihige Jackett, das nur wenig von dem des Frühjahrs abweicht. Es ist etwas länger geworden, um so eine Art Gleichgewicht zu den breiter werdenden Aufschlägen herzustellen; die Schulterlinie ist breit und vieredig; die Taille wird nicht allzu sehr betont, aber durch das Schmälerwerden des Schotes gegen den Saum wird, wie schon früher, ein tonnenförmiger Eindruck hervorgerufen. Bei glattem Material werden die Aufschläge besonders breit und lang gehalten, während sie bei der Verwendung von gestreiften oder gemusterten Stoffen zwar auch sehr breit sind, aber etwas höher enden. Für die einreihigen Röcke haben die Männer, deren Beispiel der Mode die Richtung vorschreibt, das Gebot von drei Knöpfen ausgesprochen, die aber weiter auseinanderstehen als früher, so daß die Rinte länger wird. Der doppeltreihige Rock mit breiten Klappen wird aus dem besten Material hergestellt, während für den einreihigen auch Tweed und andere geringere Stoffe verarbeitet werden, die auf diese Weise wieder zu Beliebtheit gelangen.

**Die neuesten Bubitopf-Frisuren.** Wenn man glaubt, daß die Mode des Bubitopfes eine Vereinfachung der weiblichen Haartracht gebracht habe, so ist man sehr im Irrtum. Auch mit dem wenigen Haar, das der Trägerin des Bubitopfes geblieben ist, weiß sie erstaunlich mannigfaltige Frisuren zu komponieren, und die Friseurin ist in dieser Kunst höchst erfindertisch. Im Zusammenhang mit dem kurzgeschrittenen Haar ist der "Kleine Kopf" modern, und man hält in der Geschichte der Mode eifrig Ausschau, an welchen Stil der Vergangenheit man sich dabei anlehnen kann. Die jüngste Frisuren-Ausstellung in Paris läßt ein besonders eifriges Studium der Frisuren auf den Bildern von Botticelli und Leonardo da Vinci erkennen. Da finden wir jene verführerischen gelöteten Locken, die sich über die Wange kräuseln, finden über die Ohren gelegte Wellen und Kräuflungen. Die Mode hält für die Damen, die des Bubitopfes überdrüssig sind, eine Fülle von künstlichen Postichen und Transformationen bereit, und man kann den Übergang vom kurzen Haar zur normalen Frisur ebenso gut durch Ponylocken auf der Stirn wie durch einen künstlichen Haarkranz im Nacken betonen. Eine andere Mode, die in Paris aufkommt, ist die wechselnde Frisur nach der Tageszeit. Man trägt den Bubitopf am Morgen und langes Haar am Abend. Man ist also praktisch, solange man seinem Beruf nachgeht, und macht sich schön, wenn man abends Gesellschaften besucht. Zur Abendtoilette sieht nämlich der Bubitopf nur wenigen Damen, und als erstes Geleis der neuesten Haarmoden gilt, daß jedes Gesicht keine ganz besondere, persönlich betonte Frisur haben muß.

**Monofel für Farbenblinde.** Das rote Monofel, dem man in den Straßen von London bereits häufig begegnet, ist nicht etwa eine Ausgeburt der Mode; das rote Einglas ist eine Erfindung des Londoner Physiologen Dr. Ross und will den Farbenblinden die Unterscheidung von Farbschattierungen ermöglichen. Es gründet sich darauf, daß Farbenblinde wohl die Unterschiede zwischen hell und dunkel zu sehen vermögen, daß es ihnen aber nicht möglich ist, die Farben des Spektrums auseinanderzuhalten. Diese Unterscheidung soll durch das rote Glas bewirkt werden. Wenn der Farbenblinde durch das rote Monofel etwa einen Pflaumenbaum mit grünen Blättern und gelben Früchten sieht, so wird er die Blätter als dunklen Schatten die er nicht selbst als hellen sehen, während er mit unbewaffnetem Auge beide Nuancen nicht auseinanderzuhalten vermag.

**Das größte Bad des Kontinents.** In Wien wird gegenwärtig auf dem Bürgerplatz eine Badeanstalt von riesigen Dimensionen gebaut, die nach ihrer Vollendung die größte Badeanlage des Kontinents sein wird. Der Bau erhält 7 Stockwerke, in denen medizinische Bäder, zwei große Heil- und Dampfbadeanlagen, Einzelbrausebäder mit Kabinen und Brausebadeanlagen mit gemeinsamen Ankleideräumen, Wannengebäude aller Art, Kallwasserkurabteilungen untergebracht werden. Die große Schwimmhalle ist 33½ Meter lang und 13½ Meter breit. Das Bassin erhält eine Tiefe von 4,8 Meter, die Sprungbretter werden 3, 7 und 10 Meter hoch. Da die Halle auch sportlichen Zwecken dienen wird, ist ringsherum eine Galerie für Zuschauer angebracht. Rund 1000 Personen können zusammen in der Halle schwimmen. Im Sommer kann das Dach der Schwimmhalle auf eine Länge von 17 Meter zurückgeschoben werden, so daß ein Freiluftbad entsteht. Für den Sommer sind in der Badeanstalt auch 9- und Sonnenbäder eingerichtet. Man rechnet mit einem Bauaufwand von 98 Milliarden Kronen.